

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 20/2 (1993)

DOI: 10.11588/fr.1993.2.58327

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Malcolm BOYD, *Music and the French Revolution*, Cambridge (University Press) 1992, VII–328 S.

Der Band enthält 14 Beiträge zur musikwissenschaftlichen Konferenz, die im Juli 1989 vom Centre for Eighteenth-Century Musical Studies der University of Wales College of Cardiff im Hinblick auf das Bicentenaire der Französischen Revolution veranstaltet wurde. In seinem kurzen Vorwort weist Malcolm Boyd, dem die Organisation der Konferenz und die Drucklegung des Buches zu danken ist, darauf hin, wie sehr die musikalischen Aspekte der Französischen Revolution bisher stets von den Real- und Sozialhistorikern ignoriert wurden. Umso dankenswerter sind die hier dokumentierten Bemühungen der Konferenzteilnehmer, in die arg vernachlässigte musikalische Wirklichkeit der welthistorischen Ereignisse Licht zu bringen. Daß diese Arbeiten nicht alle dem Titel des Buches entsprechen, sei am Rande vermerkt. Daß in diesen Essays, wie der Herausgeber David Charlton in seiner kundigen Einleitung beklagt, viele Fragen zu künftiger Forschung offen bleiben, versteht sich von selbst.

Die Aufsatzsammlung ist sinnvoll eingeteilt in die Abschnitte »Elements of continuity«, »Revolutionary Opera«, »Music and the new politics« und »Napoleon and after«. Es ist vielleicht anzumerken, daß die Arbeiten zum ersten Abschnitt verhältnismäßig breiten Raum einnehmen, und daß hier wohl deutlicher noch auf die Elemente hätte hingewiesen werden sollen, die als Früchte der Aufklärung auf musikalische Entwicklungen der Revolutionszeit einwirkten wie Glucks Reformbestrebungen in der Oper (Beitrag von Julien Brushton). Sinnvoll wäre wohl auch der Hinweis gewesen, daß die nationale Differenzierung in der europäischen Musikentwicklung von den damals nicht sehr erfolgreichen Bemühungen der Revolutionsvertreter um eine französische Nationalmusik ihren Ausgang nahm. Insofern sind die von Catherine Massip und Philippe Oboussier angestellten Repertoire-Studien für die Geschichte der Revolutionsmusik interessant, als diese Repertoires quantitativ und qualitativ von der Revolution praktisch unberührt geblieben sind, daß sie hinsichtlich der Komponisten ein unverändert internationales Spektrum mit starker deutscher Beteiligung aufweisen.

Daß die vielfältigen Bemühungen um politisch-moralisch überzeugende Revolutionsopern künstlerisch so weit hinter Glucks Reformopern und Beethovens »Fidelio« zurückblieben (von Mozart zu schweigen), hatte Kurzlebigkeit und rasches Vergessen dieser gutgemeinten Produktion zur Folge. Umso verdienstvoller, daß Elizabeth Bartlet und David Charlton sich dieses Themas mit Akribie annahmen.

Bemerkenswerte musikalische Perspektiven erbringt Jean-Louis Jams Studie zu den Revolutionsaktivisten Marie-Joseph Chénier und François-Joseph Gossec. Daß ausgerechnet Gossec der Revolutionsideologie zurückhaltend, wenn nicht ablehnend gegenübergestanden haben soll, finde ich aus den angeführten Quellen nicht überzeugend genug dargelegt. – Das etwas boshafte Bonmot von Jamard, »das Problem der Französischen Musik sei die französische Theorie«, wird in Ora Frishberg Salomans wertvoller Studie über Chabanons Traktat »De la Musique« durchaus plausibel.

Ins Zentrum zeitgenössischer revolutionärer Auseinandersetzung führt Herbert Schneiders Beitrag über »The sung constitutions of 1792: an essay on propaganda in Revolutionary songs«. Das ist in der Tat amüsante populäre Essenz revolutionären und antirevolutionären Geistes in Vers und Musik, vom Verfasser ebenso vorzüglich dokumentiert wie kommentiert.

Die Darstellung der Rezeption Beethovenscher Werke in Frankreich, mit der sich Beate Angelika Kraus befaßt hat, krankt daran, daß ihre Zeugnisse nur aus später nachrevolutionärer Zeit stammen. Noch in den 30er und 40er Jahren war in der Tat das Beethoven-Verständnis des Pariser Publikums zumindest oberflächlich. So war es gut, daß der Meister, der zeitweilig daran dachte, nach Paris überzusiedeln, in Wien blieb. In Frankreich hätte er, nicht zuletzt der simplifizierenden Musikpraxis der Revolutionszeit wegen, für große, geistvoll differenzierte Instrumentalmusik kein ausreichendes Verständnis gefunden.

Der größte Musikrevolutionär und Revolutionssympathisant ist also dem Land der Revolution ferngeblieben. Möglich, daß Sehnsucht nach Freiheit der Kunst günstigere Voraussetzun-

gen schafft als die errungene Freiheit. – Auf ein weiteres Paradox macht uns Jean-Louis Jam aufmerksam: Es waren nicht die professionellen Künstler Gossec und Chénier, die mit ihren Werken den Gipfel des republikanischen Parnassos erklimmen, sondern – auch das gibt zu denken – der Pionierhauptmann Rouget de l'Isle mit seinem Marseiller Marsch.

Uwe MARTIN, Brüssel

Michael MEINZER, *Der französische Revolutionskalender (1792–1805). Planung, Durchführung und Scheitern einer politischen Zeitrechnung*, München (R. Oldenbourg Verlag) 1992, 307 S. (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution, 20).

Gewiß, die Revolution von 1789 ist arg ausgeschrieben. Gleichwohl verbleiben reichliche Lücken und Desiderata. In den letzten Jahren hat die Richtung erheblich an Geltung gewonnen, die die Französische Revolution insbesondere für eine »Kulturrevolution« hält, die deren Einfluß auf den kulturellen, auf den ideologisch-mental Bereich – auf die »geistigen Strukturen« (R. Mandrou) – für einschneidender hält als auf die Wirtschafts- und Sozialstruktur.

Von diesem methodischen Ansatz geht auch Michael Meinzer aus. Im ersten Teil seiner Studie, die aus einer 1986 vorgelegten Dissertation hervorgegangen ist, geht er auf den Revolutionskalender – nicht selten auch Republikanischer Kalender genannt – im ganzen ein. Er zieht die Debatten im Erziehungsausschuß des Konvents in Betracht, die dem Revolutionskalender galten, wendet sich aber auch Gilbert Romme zu, dessen Antrag, die revolutionäre Zeitrechnung an Stelle des Gregorianischen Kalenders rückwirkend vom ersten Tag der Republik an – dem 22. September 1792 – einzuführen, der Konvent am 5. Oktober 1793 billigte. Die Reform der Maße und Gewichte, meinte Romme, bedinge die der Zeitmaße, damit sie einander ergänzten. Am 24. November 1793 setzte der Konvent den Revolutionskalender in Kraft, nachdem François Fabre d'Eglantine die Namen der Monate – die sich statt der Wochen in je drei Dekaden teilten – vorzugsweise charakteristischen Naturereignissen nachempfunden hatte. Der Dekadi – jeder zehnte Tag nach dem neuen Kalender – sollte den Sonntag ersetzen.

Zu Recht sieht Meinzer im Revolutionskalender, der auf die Bewegung der Gestirne und das Dezimalsystem gründete, einen »Teil des kulturellen und mentalen Bewußtseinsumschwungs, der die Zäsurwirkung der Französischen Revolution am deutlichsten belegt«, eine Reform, die den lange gewohnten Ablauf des Jahres sprengte, sich gegen die christliche Tradition richtete und zugleich auf den Beginn eines neuen Zeitalters in der Geschichte der Menschheit weisen sollte, eine »spektakuläre Innovation«, die sich »in einen langfristigen Umstrukturierungsprozeß« einfügte, »bei dem die überkommene vorindustrielle Zeitrechnung sich auflöste und sich den Erfordernissen der modernen Welt in der Industrialisierung anpaßte« (S. 152). Der Kalender entsprach dem politischen Selbstverständnis der neuen Elite, die sich an den Schriften der Aufklärung geschult hatte. Sie hielt ihn für das Abbild einer auf Vernunft gegründeten, gegen Kirche, Priesterherrschaft und Königtum, gegen Aberglauben und Unwissenheit eingestellten, neuen Zeit. Die Dekadefeiern, die bald den Kern des nationalen Festsystems bildeten, würden – so hofften die Gesetzgeber – die Volksbildung und die Moral heben, die Institutionen, die Verfassung und die Einheit der Republik befestigen. Unter dem Directoire, vor allem nach dem fehlgeschlagenen Staatsstreich vom 18. Fructidor V (4. September 1797), geriet der Revolutionskalender, auf dessen Achtung per Gesetz ein um das andre Mal gedrungen wurde, zu einem wichtigen Bestandteil der Institutionen. Das Directoire gedachte, der Restauration des Ancien Régime auch insofern entgegenzuwirken, als es neue Gewohnheiten heranbildete. Folgerichtig erklärte es den Dekadi an Stelle des Sonntags zum Ruhetag der Republik, sah es den Dekadi als einzigen Tag für Eheschließungen vor. Und folgerichtig drohte es, Verstöße gegen die neue Zeitrechnung mit Geldstrafen zu ahnden.